

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften „Zwischen Nicht-mehr und Noch-Nicht“

- Ein Vortrag -

Die deutsche Romanliteratur des zwanzigsten Jahrhunderts wird von vier großen Namen geprägt: Franz Kafka, Thomas Mann, Hermann Broch und Robert Musil. Während die beiden ersteren sich auch heute noch großer Beliebtheit erfreuen, drohen die beiden letzteren leider allmählich in Vergessenheit zu geraten. Das liegt bei Robert Musil zweifellos nicht an der Bedeutung und Qualität seines Werkes, sondern sowohl an seinem gewaltigen Umfang als auch an der Überzeugung des Dichters, dass es unendlich viele Wege zum richtigen Leben gibt, die aber alle keine endgültigen Antworten gewährleisten. Denn der Mensch kann und soll auch nicht vollkommen sein. Er vermag im Rahmen seiner Aufgabe das Möglichste zu erstreben, aber er wird keine verbindlichen und definitiven Lösungen finden. Infolgedessen wird die Dichtung nur unendlich viele Perspektiven aufzeigen, die den Roman grenzenlos anschwellen lassen, aber irgendwie offen und letztendlich eine Utopie bleiben müssen. Der Fragmentcharakter und der offene Schluss sind vielleicht sogar die notwendige Folge, auf jeden Fall aber eine überzeugende Begründung, warum Robert Musil bis zu seinem Tod an diesem Werk weitergearbeitet hat. Unter größten materiellen und gesundheitlichen Schwierigkeiten stirbt er 1942 in seinem Schweizer Exil. Trotz aller Unsicherheiten und Zweifel weiß er um die bleibende Bedeutung seines unvollendeten, vielleicht sogar unvollendbaren Hauptwerkes. Denn in einer der letzten Notizen in seinem Tagebuch bekennt der vornehme und stolze Dichter mit der für ihn charakteristischen Ironie: „Erst auf seinen Tod warten zu müssen, um leben zu dürfen, ist doch ein rechtes ontologisches Kunststück.“

Robert Musil ist 1880 geboren und das einzige Kind eines österreichischen Ingenieurs, der später Professor an einer technischen Hochschule und zu seiner Emeritierung sogar geadelt wird. Der erbliche Titel gilt also auch für den Sohn, der sich ebenfalls Robert Edler von Musil nennen darf. Doch trotz seiner technischen Fähigkeiten und Interessen und dem abgeschlossenen Ingenieurstudium beschließt er eine andere Laufbahn. Er studiert experimentelle Psychologie, Logik und wird schließlich in Philosophie, Physik und Mathematik promoviert. 1906 erscheint sein erster Roman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“. In ihm verarbeitet er zwar seine niederschmetternden Erlebnisse als Kadett in den spartanischen Zuchtanstalten des Militärs, aber betont nachdrücklich, dass er sie nicht autobiographisch, sondern als Erkenntnis des gespenstisch Dämonischen im Menschen verstanden wissen will. Das bedeutet einen richtungweisenden Hinweis für den Stellenwert von allem Biographischen in seinem Kunstwerk: Es stellt allenfalls den Rohstoff dar, das Material, aus dem der Künstler eine geistige Welt formt. Nur sie allein ist die Wirklichkeit; denn Dichten heißt Denken! In diesem Sinn ist jedes große Kunstwerk das grundsätzlich Nicht-Private. Deshalb betont Robert Musil in seinen

Überlegungen zu seinem Tagebuch ausdrücklich: Persönliches werde ich nur dann notieren, wenn es mir einmal von geistigem Interesse sein könnte. Denn dann wird es in das Kunstwerk aufgehoben und damit aufgelöst. Nach seinen dichterischen Zielen gefragt, antwortet er: „Ich möchte Beiträge zur geistigen Bewältigung der Welt geben.“ Und in einem anderen Zusammenhang definiert er seine Aufgabe einmal so: „Immer neue Lösungen, Zusammenhänge, Konstellationen, Variable zu entdecken, Prototypen von Geschehensabläufen hinzustellen, lockende Vorbilder, wie man Mensch sein kann, den inneren Menschen erfinden.“ Demnach hat der Dichter eine Sendung, die er in seiner Kunst gestaltet. Nur in ihr findet sich das Wesentliche, von dem sich der Leser herausgefordert fühlen soll. Dagegen bleibt der moderne Voyeurismus, der minutiös die persönlichen Lebensumstände aufspürt, für das Verständnis eines Kunstwerks völlig fruchtlos. Das Biographische mag noch so interessant sein, für die Auseinandersetzung mit dem autonomen geistigen Werk ist es wenig hilfreich.

Das bedeutet jedoch nicht, dass der Dichter nicht zugleich seine eigene Zeit hellwach wahrzunehmen hätte! Denn gerade die besondere Beschaffenheit seiner Welt weist ihm die entscheidende Aufgabe zu. Dabei geht es in Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ um die Jahre vor und nach der Jahrhundertwende bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. Der Plan zu diesem Werk wird in den Tagebüchern erstmals 1905 erwähnt und begleitet den Dichter noch immer unvollendet bis zum Ende seines Lebens. Der erste Band erscheint 1931, der erste Teil des zweiten Bandes 1933, und der Rest von dem Roman aus dem Nachlass wird von seiner Witwe 1943 im Selbstverlag herausgegeben. In den Jahren 1952 bis 1957 erfolgt die erste Gesamtausgabe seiner Werke in drei Bänden.

Die Handlung beginnt zwar an einem Augusttag des Jahres 1913 in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, aber es wird auch sofort darauf hingewiesen, dass diese genauen Angaben keinesfalls viel zu bedeuten haben. Dasselbe gilt ebenfalls für die Wohnung und die Tätigkeit des Mannes ohne Eigenschaften, der einfach Ulrich genannt wird und plötzlich völlig verunsichert erkennt, dass alles in der Welt ebenso gut anders sein könnte. Er selbst stammt aus einem angesehenen Elternhaus, ist wohlhabend und finanziell völlig unabhängig, vielseitig begabt und studiert hoffnungsvoll Mathematik. Doch eines Tages hört Ulrich einfach auf, eine Hoffnung sein zu wollen, weil er dem bösen Verstand der Wissenschaft misstraut, die den Menschen zwar möglicherweise zum Herrn der Erde erhebe, aber gleichzeitig zum Sklaven der Maschine erniedrige. Die ungeheure Genauigkeit und der unaufhaltsame Fortschritt im Einzelnen evozierten zwangsläufig die Gleichgültigkeit im Ganzen; das logisch scharfe Denken der Wissenschaft mache die alten metaphysischen und moralischen Wertvorstellungen unerträglich, beschädige die Seele und führe zum Zusammenbruch der bewährten europäischen Kultur, aber hätte nichts Gleichwertiges an ihre Stelle zu setzen. In diesem hilflosen Zwischenzustand des ernüchternden Nicht-mehr und Noch-nicht sieht Musil den gegenwärtigen Menschen und seine Gesellschaft in einem dekadenten Staat, dem er den schillernden Namen Kakanien gibt. „Kakanien war der Staat, der sich selbst

irgendwie nur noch mitmachte.“ Es ist müßig zu erwähnen, dass die vom Untergang bedrohte kaiserlich-königliche österreichisch-ungarische Doppelmonarchie gemeint ist sowie die so genannte Wiener Kultur, deren Finesse d’esprit der Dichter als entgeisteten Feuilletonismus anprangert. Aus diesem Umfeld gedenkt Ulrich auszubrechen, indem er beschließt, „sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen, um eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeiten zu suchen.“ Denn ihm ist die wichtigste Voraussetzung für die Identifikation mit seiner bisherigen, eigenen Biographie, nämlich der Glaube an die Beweiskraft des Faktischen, der vermeintlichen Wirklichkeit, abhanden gekommen. Er ahnt, dass in allem scheinbar unerschütterlich Gegebenen zugleich eine andere, ja sogar eine entgegengesetzte Möglichkeit verborgen ist, die ebenso gut Wirklichkeit werden könnte. Diese ambivalente Zweiseitigkeit des Gefühls, die sich in der normalen Erfahrung als unauflösbaren Widerspruch darstellt, beunruhigt Musil unentwegt und regt ihn immer wieder an, die faktische Welt zugleich anders zu denken, als sie erscheint. Dieses immerwährende Stimulans zwingt ihn ständig aufzubrechen und dafür die dichterisch wegweisende Formulierung zu finden: „Wir irren vorwärts.“ In seiner Dichtung stellt sich dieser Zustand häufig in dem Bild dar, dass seine Protagonisten am Fenster stehen und in die dunkle Nacht hinaus blicken. Es ist der Ausdruck innerer Einsamkeit und des äußeren, rätselvollen Chaos, in dem nichts mehr wirklich identisch mit sich selbst ist. Deshalb gilt es, in der brüchig gewordenen Vergangenheit die neuen, gegenwärtigen Wege des Zeitgeistes aufzuspüren. Denn Dichtung hat nicht die Aufgabe, lediglich das zu schildern, was ist, sondern das, was sein soll. Sie ist vielmehr immer wieder neu das Ringen des Menschen mit sich selbst, um in seiner Zeit sich in seiner Einzigartigkeit zu finden und zu verwirklichen.

Da im gewohnten Alltagstrott Kakaniens sich allmählich ein Stillstand bemerkbar macht, dass die herkömmlichen Gepflogenheiten, Konventionen und Rituale immer hohler und fragwürdiger zu werden drohen, führt schließlich zu einer allgemeinen inneren Beunruhigung und zu dem Bedürfnis, irgendetwas dagegen tun zu müssen. Man bemerkt zwar, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf den Gebieten des Technischen, des Kaufmännischen und der Forschung Großartiges geleistet worden ist, „aber außerhalb dieser Brennpunkte seiner Energie war es still und verlogen wie ein Sumpf. Es hatte gemalt wie die Alten, gedichtet wie Goethe und Schiller und seine Häuser im Stil der Gotik und Renaissance gebaut.“

Musil stellt fest, dass aus „einer solchen flach dahinsinkenden Zeit plötzlich ein kleiner Anstieg der Seele kommt... Aus dem ölglaten Geist der zwei letzten Jahrzehnte hatte sich plötzlich in ganz Europa ein beflügelndes Fieber erhoben... überall standen Menschen auf, um gegen das Alte zu kämpfen.“ Zwar letztlich infolge dieser Beunruhigung, aber eigentlich um den drohenden geistigen Umsturz zu verhindern, entsteht in Kakanien die patriotische Parallelaktion.

Ulrichs ehrgeiziger und selbstbewusster Vater macht seinen Sohn auf diese Aktion aufmerksam, mit der Österreich die deutschen Feiern zum 30jährigen

Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. durch ein ganzes Jubiläumsjahr zu Ehren der Thronbesteigung des eigenen Kaisers vor immerhin 70 Jahren übertreffen will. Durch ein unglaubliches Beziehungsgeflecht hofft nun Ulrichs Vater, die Laufbahn seines Sohnes fördern zu können, indem er ihn in eine ehrende Stellung im vorbereitenden Komitee einschleust, das im Salon einer äußerst geistreichen und hoch angesehenen Dame tagt. Es ist typisch für den ironischen Stil Musils, dass er den Vater voller Stolz anmerken lässt: Diese Gattin des Sektionschefs Tuzzi sei „die Tochter eines Veters der Frau“ seines verstorbenen Bruders und somit auch Ulrichs Kusine. Der Nebel, der tatsächlich um ihr Ansehen wie poetischer Weihrauch aufsteigt, veranlasst Ulrich sie wohl in Erinnerung an Plato und Hölderlin eine zweite Diotima zu nennen, ein Etikett, das ihr von nun an bleibend anhaftet. Ihr Motto lautet: „Wir müssen und wollen eine ganz große Idee verwirklichen. Wir haben die Gelegenheit und dürfen uns ihr nicht entziehen.“ – Diotimas Salon ist der unangezweifelte Mittelpunkt der Wiener Gesellschaft. In ihm trifft sich alles, was Rang und Namen beansprucht, und hat in Sr. Erlaucht, dem Grafen Leinsdorf, der seinerseits der Freund der Gastgeberin ist, andererseits aber in unverbrüchlicher Verehrung Sr. Majestät dem Kaiser ergeben und verbunden bleibt, einen hervorragenden und repräsentativen Vertrauens- und Verbindungsmann zum Herrscherhaus und damit zur Gewährleistung der bestehenden Ordnung. Obwohl der Hof, seine Kamarilla, seine Ministerien und ihre Abteilungen und Unterabteilungen sowie den damit notwendig verbundenen Titelhierarchien und Ordensmengen allgegenwärtig sind, verharret der alt-ehrwürdige Kaiser, um den sich in der Parallelaktion doch alles dreht, selbst im ganzen Roman im Verborgenen. Dadurch gewinnt sein Dasein ein entrückt Geheimnisvolles, in dem dennoch ganz Kakanien gründet. –

Mit Diotimas Salon und der unschätzbaren Zahl seiner Besucher hat sich Musil eine ebenso unerschöpfliche Quelle für seine Romanfiguren geschaffen. Hier findet er ein grenzenloses Areal menschlicher Möglichkeiten und Erscheinungsformen, die er in einem gewaltigen Menschheitsepos zusammenfassen und durchleuchten kann. Randfiguren, die nicht unmittelbar in die Atmosphäre dieser Gesellschaft passen, haben durchaus die Chance, durch ihre Beziehung zu einem der Mitglieder ins Blickfeld des Autors zu geraten und dessen Facettenreichtum des Menschseins zu vervollkommen. Es macht die außergewöhnliche Bedeutung dieses Buches aus, dass es das umfassende Bild einer Epoche zeichnet, die in allen Hinsichten und Belangen die Symptome eines zunehmenden und letztlich unaufhaltsamen Zerfalls erkennen lässt, der notwendig auf ein Ende abzielt, ohne auch nur die geringste Aussicht auf eine wie auch immer geartete Zukunft ahnen zu lassen. Es ist der für Musil typische Zwischenzustand des Nicht-mehr und Noch-nicht. Er endet im Roman dichterisch damit, dass Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, auch ohne Überzeugung in den Krieg gehen wird.

Während der grundsätzlich Seine Erlaucht genannte Graf Leinsdorf sowohl im Salon Diotimas als auch in der Parallelaktion eine Ehrfurcht gebietende Schlüsselrolle im Stile einer grauen Eminenz einnimmt, die von allen geradezu

devot respektiert wird, kultiviert die Hausherrin das Flair ihres Hauses zu einem allseits anerkannten Zentrum für Geist und Gesellschaft. Sie selbst ist zweifellos eine anmutige, gebildete und vornehme Schönheit, die Musil einen vom griechischen Ideal inspirierten Verehrer entzückt ausrufen lässt: „eine von leichter Korpulenz bekleidete Antike mit einem bisschen mehr Fleisch, damit das Klassische nicht so starr ist.“ Diese geistige Schönheit lebt zwar in einer etwas blutleeren, keuschen Ehe, aber kann sich trotz ihrer erstrebten hohen Ideale keineswegs gegen die Aufwallungen ihres lebensbejahenden Blutes wehren, indem sie inmitten ihrer hehren Ziele anfängt, Bücher über Sexualwissenschaft zu lesen. Schließlich muss sie sich sogar zwischen Ehebruch, Scheidung und der sittlichen Überwindung der Versuchung entscheiden. Der Anlass dazu ist der steinreiche, weltgewandte, aber auch hoch gebildete Preuße Dr. Paul Arnheim, der nicht nur attraktiv auftritt, kluge Bücher schreibt, einen internationalen Ruf genießt und weiträumige politische Geschäftsinteressen wahrnimmt, vor allem aber mit jedem und über alles auf hohem Niveau zu reden vermag. Es liegt einfach nahe, dass Diotima ihn gerne als geistigen Kopf der großen österreichischen Aktion sähe, zumal ihm Gedanken wie die Vereinigung von Seele und Wirtschaft oder Idee und Macht überzeugend über die Lippen kommen.

Ein völlig anderer Mensch ist General Stumm von Bordwehr, ein Vertreter des Kriegsministeriums, der sich in der Friedensaktion mit dem markigen Satz Treitschkes behauptet: Der Staat sei die Macht, die ihre militärische Kraft im Frieden entfalte, um den Krieg fernzuhalten. Es bereitet Musil offensichtlich spürbare Freude, die schlichte soldatische Geradlinigkeit mit dem nicht selten schlingernden zivilen Geist in Berührung zu bringen, der den General schließlich sogar veranlasst, die Staatsbibliothek aufzusuchen. Aber das wird für ihn zu einem Marsch in die Verzweiflung.

An dieser Stelle soll Robert Musil für eine längere Passage einmal selbst das Wort ergreifen. General Stumm ist zum stillen Bewunderer und Verehrer Diotimas geworden und hat es sich in den Kopf gesetzt, wie er sagt, ihr die große Idee, also den erlösenden Gedanken für die Parallelaktion selbst zu Füßen zu legen. Dafür nimmt er es auf sich, zum ersten Mal in seinem Leben die Staatsbibliothek zu betreten, um sich einen Überblick über seine Erfolgsaussichten zu verschaffen. Er geht die Sache natürlich militärisch an.

>Eine der wichtigsten Bedingungen der Feldherrnkunst ist es, sich über die Stärke des Gegners Klarheit zu verschaffen. „Ich habe mir also“, erzählte der General, „einen Eintrittsschein in unsere weltberühmte Hofbibliothek besorgen lassen und bin unter Führung eines Bibliothekars, der sich mir liebenswürdig zur Verfügung stellte, als ich ihm sagte, wer ich bin, in die feindlichen Linien eingedrungen. Wir sind den kolossalen Bücherschatz abgesprochen, und ich kann sagen, es hat mich weiter nicht erschüttert, diese Bücherreihen sind nicht schlimmer als eine Garnisonsparade. Nur habe ich nach einer Weile anfangen müssen, im Kopf zu rechnen, und das hatte ein unerwartetes Ergebnis. Siehst du, ich hatte mir vorher gedacht, wenn ich jeden Tag da ein Buch lese, so müsste das zwar sehr

anstrengend sein, aber irgendwann müsste ich damit zu Ende kommen und dürfte dann eine gewisse Position im Geistesleben beanspruchen, selbst wenn ich ein oder das andere auslasse. Aber was glaubst du, antwortet mir der Bibliothekar, wie unser Spaziergang kein Ende nimmt und ich ihn frage, wie viel Bände denn eigentlich diese verrückte Bibliothek enthält? Dreieinhalb Millionen Bände, antwortet er!! Wir sind da, wie er das sagte, ungefähr beim siebenhunderttausendsten Buch gewesen, aber ich habe von dem Augenblick an ununterbrochen gerechnet; - ich will es dir ersparen, ich habe es im Ministerium noch einmal mit Bleistift und Papier nachgerechnet: Zehntausend Jahre würde ich auf diese Weise gebraucht haben, um mich mit meinem Vorsatz durchzusetzen!

In diesem Augenblick sind mir die Beine auf der Stelle stecken geblieben und die Welt ist mir wie ein einziger Schwindel vorgekommen. Ich versichere dir noch jetzt, wo ich mich beruhigt habe: da stimmt etwas ganz grundlegend nicht!

Du kannst sagen, man braucht nicht alle Bücher zu lesen. Ich werde dir darauf erwidern: Man braucht auch im Krieg nicht jeden einzelnen Soldaten zu töten, und doch ist jeder notwendig! Du wirst mir sagen: Auch jedes Buch ist notwendig. Aber siehst du, da stimmt schon etwas nicht, denn das ist nicht wahr; ich habe den Bibliothekar gefragt!

Lieber Freund, ich habe mir einfach gedacht, dieser Mensch lebt doch zwischen diesen Millionen Büchern, kennt jedes, weiß von jedem, wo es steht: der müsste mir also helfen können. Natürlich habe ich ihn nicht ohne weiteres fragen wollen: wie finde ich den schönsten Gedanken von der Welt? Das würde ja geradezu wie der Anfang von einem Märchen klingen, und so schlau bin ich schon, dass ich das merke, und überdies habe ich Märchenerzählen schon als Kind nicht leiden können; aber was willst du tun, irgend etwas Ähnliches musste ich ihn schließlich fragen! Andererseits hat mir mein Gefühl für das Schickliche auch verboten, ihm die Wahrheit zu sagen, etwa meinem Anliegen Auskünfte über unsere Aktion vorzuschicken und den Mann zu bitten, mich auf die Spur des würdigsten Ziels für sie zu setzen; dazu habe ich mich nicht ermächtigt gesehen. Also, ich hab schließlich eine kleine List angewendet. „Ach“ – habe ich ganz harmlos zu sagen angefangen – „ach, ich habe mich zu unterrichten vergessen, wie Sie es eigentlich beginnen, in diesem unendlichen Bücherschatz immer das richtige Buch zu finden?!“ – weißt du, genau so habe ich das gesagt, wie ich mir dachte, dass Diotima es sagen würde, und für ein paar Kreuzer Bewunderung für ihn habe ich auch in den Ton gelegt, damit er mir auf den Leim geht.

Und richtig fragt er mich sehr gehonigelt und diensteifrig, was der Herr General denn zu wissen wünschen. Nun, das hat mich ein wenig in Verlegenheit gebracht. – „Oh, sehr vieles“ - sage ich gedehnt.

„Ich meine, mit welcher Frage oder welchem Autor beschäftigen Sie sich? Kriegsgeschichtliches?“ sagte er.

„Nein, gewiss nicht; eher Friedensgeschichtliches.“

„Historisch? Oder aktuelle pazifistische Literatur?“

Nein, sage ich, das ließe sich durchaus nicht so einfach sagen. Zum Beispiel eine Zusammenstellung aller großen Menschheitsgedanken, ob es das gibt, frag ich ihn listig; du erinnerst dich ja, was ich auf dem Gebiet schon hab arbeiten lassen.

Er schweigt. „Oder ein Buch über die Verwirklichung des Wichtigsten?“ sag ich.

„Also eine theologische Ethik?“ meint er.

„Es kann auch eine theologische Ethik sein, aber es muss darin auch etwas über die alte österreichische Kultur und über Grillparzer vorkommen“ verlange ich. Weißt du, es muss offenbar in meinen Augen ein solcher Wissensdurst gebrannt haben, dass der Kerl plötzlich Angst bekommen hat, er könnte bis auf den Grund ausgetrunken werden: ich sage noch etwas von etwas wie von Eisenbahnfahrplänen, die es gestatten müssen, zwischen den Gedanken jede beliebige Verbindung und jeden Anschluss herzustellen, da wird er geradezu unheimlich höflich und bietet mir an, mich ins Katalogzimmer zu führen und dort allein zu lassen, obgleich das eigentlich verboten ist, weil es nur von den Bibliothekaren benützt werden darf. Da war ich dann also wirklich im Allerheiligsten der Bibliothek. Ich kann dir sagen, ich habe die Empfindung gehabt, in das Innere eines Schädels eingetreten zu sein; rings herum nichts wie diese Regale mit ihren Bücherzellen, und überall Leitern zum Herumsteigen, und auf den Gestellen und Tischen nichts wie Kataloge und Bibliographien, so der ganze Succus des Wissens, und nirgends ein vernünftiges Buch zum Lesen, sondern nur Bücher über Bücher; es hat ordentlich nach Gehirnphosphor gerochen, und ich bilde mir nichts ein, wenn ich sage, dass ich den Eindruck hatte, etwas erreicht zu haben! Aber natürlich war mir, wie der Mann mich allein lassen will, auch ganz sonderbar zumute, ich möchte sagen, unheimlich; andächtig und unheimlich. Er fährt wie ein Affe eine Leiter hinauf und auf einen Band los, förmlich von unten gezielt, gerade auf diesen einen, holt ihn mir herunter, sagt: „Herr General, hier habe ich für sie eine Bibliographie der Bibliographien“ – du weißt was das ist? – also das alphabetische Verzeichnis der alphabetischen Verzeichnisse der Titel jener Bücher und Arbeiten, die sich in den letzten fünf Jahren mit den Fortschritten der ethischen Fragen, ausschließlich der Moraltheologie und der schönen Literatur, beschäftigt haben – oder so ähnlich erklärt er es mir und will verschwinden. Aber ich packe ihn noch rechtzeitig an seinem Jackett und halte mich an ihm fest. „Herr Bibliothekar,“ rufe ich aus „Sie dürfen mich nicht verlassen, ohne mir das Geheimnis verraten zu haben, wie Sie sich in diesem“ – also ich habe unvorsichtigerweise Tollhaus gesagt, denn so war mir plötzlich zumute geworden – „wie Sie sich“, sage ich also, „in diesem Tollhaus von Büchern selbst zurechtfinden.“ Er muss mich missverstanden haben; nachträglich ist mir eingefallen, dass man behauptet, Wahnsinnige sollen mit Vorliebe anderen Menschen vorwerfen, dass sie wahnsinnig seien; jedenfalls hat er immerzu auf meinen Säbel geschaut und war nicht zu halten. Und dann hat er mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Wie ich ihn nicht gleich loslasse, richtet er sich plötzlich auf, er ist förmlich aus seinen schwankenden Hosen herausgewachsen, und sagt mit einer Stimme, die jedes Wort bedeutungsvoll gedehnt hat, als ob er jetzt das Geheimnis dieser Wände aussprechen müsste: „Herr General,“ sagt er „Sie wollen wissen, wieso ich jedes Buch kenne? Das kann ich Ihnen nun allerdings sagen: Weil ich keines lese!“

Weißt du, das war mir nun beinahe wirklich zu viel! Aber er hat es mir, wie er meine Bestürzung gesehen hat, auseinandergesetzt. Es ist das Geheimnis aller guten

Bibliothekare, dass sie von der ihnen anvertrauten Literatur niemals mehr als die Büchertitel und das Inhaltsverzeichnis lesen. „Wer sich auf den Inhalt einlässt, ist als Bibliothekar verloren!“ hat er mich belehrt. „Er wird niemals einen Überblick gewinnen!“

Ich frage ihn atemlos: „Sie lesen also niemals eines von den Büchern?“

„Nie; mit Ausnahme der Kataloge.“

„Aber Sie sind doch Doktor?“

„Gewiss. Sogar Universitätsdozent; Privatdozent für Bibliothekswesen. Die Bibliothekswissenschaft ist eine Wissenschaft auch allein und für sich“ erklärt er.

„Wie viele Systeme, glauben Sie, Herr General,“ fragt er „gibt es, nach denen man Bücher aufstellt, konserviert, ihre Titel ordnet, die Druckfehler und falschen Angaben auf ihren Titelseiten richtig stellt und so weiter?“

Ich muss dir gestehn, wie er mich danach allein gelassen hat, hat es nur zweierlei gegeben, was ich gern getan hätte: entweder in Tränen ausbrechen oder mir eine Zigarette anzünden; aber beides war mir an diesem Ort nicht gestattet!<

Musil erweitert den Personenkreis der Parallelaktion um jede nur erdenkliche menschliche Facette. Ihm gehören der Bankdirektor Leo Fischel und durch ihn notgedrungen auch der radikal aufbegehrende Freund seiner Tochter an, der als Exponent des Zeitgeistes den häuslichen Frieden mitunter schwer belastet. Ihm begegnet der ebenfalls junge Dichter Feuermaul mit der Parole: Der Mensch ist gut, für die er in seinem Pazifismus – wie Musil sarkastisch anmerkt, - mitsamt seiner Beschützerin bereit ist, über Leichen zu gehen. Der geistesranke Häftling Moosbrugger ist ein Mörder und löst unter den Juristen und Ärzten eine höchst komplizierte Auseinandersetzung über Zurechnungs- und Schuldfähigkeit aus. Die übersensible und selbst von Wahnideen besessene Frau von Ulrichs Jugendfreund will den zum Tode Verurteilten erlösen und erzwingt einen erschütternden Besuch in der Irrenanstalt. Ihr Ratgeber ist ein vom Lebemann zum Heilbringer mutierter Sonderling. Später betritt noch ein Tugut die Szene, der für Askese und strenge Moralprinzipien plädiert, aber bei seinem eigenen Sohn als Erzieher völlig scheitert. Deshalb stellt ihn Musil dem Vater als Tunichtgut gegenüber. Schließlich wäre noch das breit gefächerte Spektrum der Liebschaften Ulrichs zu erwähnen, das vor allem dazu dient, das Wesen der Frau in allen erdenklichen Schattierungen auszuleuchten. Denn Musil zeichnet die Spannweite dieser Beziehungen so weit, dass er die Frage, ob die Stunde der Liebe als die Feder wirkt, die aus dem Flügel eines Engels oder einer Gans gefallen ist, für durchaus realistisch hält, weil beides möglich ist.

Diesem unbegrenzt erweiterbaren Personenkreis mit typischen Einzigartigkeiten stellt nun Musil seinen Mann ohne Eigenschaften entgegen, der seinerseits wegen seiner angenehmen Offenheit und vielseitigen Scharfsinnigkeit von allen irgendwie geschätzt und begehrt wird, jedoch von niemandem vereinnahmt werden kann. Ulrich lässt zwar nichts aus und macht alles mit, aber verharret zugleich in beobachtender Distanz und verunsicherter Zurückhaltung. Die Ambivalenz seiner Gefühlsspaltung hatte ihm bewusst werden lassen, dass es für jede Tat und ihr Gegenteil gute Gründe gibt, mit denen man sie sowohl verteidigen wie verurteilen kann. Er spürt plötzlich, dass man ebenso gut

übereinstimmen könne wie sich streiten. Aus diesem Widerspruch erwächst in ihm schließlich die große Sehnsucht, endlich einmal einem Menschen zu begegnen, mit dem man wirklich übereinstimmen würde. In diesem Wunsdraum Ulrichs offenbart sich das eigentliche Ziel des ganzen Buches: Wie finde ich inmitten der unendlich vielen Möglichkeiten der fragwürdigen und oft widersprüchlichen Erkenntnisse, der ehrlichen Sucher und falschen Propheten den rechten Weg für mein Leben?

Der Tod seines Vaters wird zu dem Ereignis, das Ulrich unverhofft eine völlig neue Perspektive auftut: Er trifft seine seit der gemeinsamen Kindheit sozusagen vergessene Schwester Agathe, um mit ihr eine Verbundenheit und Übereinstimmung festzustellen, die alle Erwartungen übertrifft. Da ihr erster, geliebter Ehemann noch auf der Hochzeitsreise verstarb, arrangierte ihr umsichtiger Vater recht bald eine Wiederverheiratung mit einem tüchtigen und ehrenwerten Schulmeister, einem hoch angesehenen Professor Hagauer, dem sich die frühe Witwe auch irgendwie unbeteiligt, aber keineswegs unglücklich überlässt. Obwohl sich das Eheleben völlig korrekt und auf beiden Seiten untadelig gestaltet, verleidet sich Agathe zunehmend ihren Mann, der von alledem nichts merkt, bis zur Unerträglichkeit. Sie trifft ihren Bruder mit dem unerschütterlichen Entschluss, nicht mehr nach Hause zu ihrem Ehemann zurückzukehren. Das fällt ihr umso leichter, als Ulrich in seinem Fühlen und Denken eine so vollkommene Identität mit ihr erreicht, dass sie sich ironisch wie siamesische Zwillinge empfinden und diese Einheit und Harmonie auszuleben beginnen. Bruder und Schwester münden gemeinsam in einen Zustand spiritueller Vereinigung ein, eine Art Doppelform menschlichen Erlebens. „Er und Agathe gerieten auf einen Weg, der mit dem Geschäft der Gottergriffenen manches zu tun hatte, aber sie gingen ihn, ohne fromm zu sein, ohne an Gott oder Seele, ja ohne auch nur an ein Jenseits und Nocheinmal zu glauben; sie waren als Menschen dieser Welt auf ihn geraten und gingen ihn als solche; und gerade das war das Beachtenswerte.“ Dieser Weg führt die sich liebenden Geschwister an den Rand des Möglichen, den Musil selbst als taghelle Mystik, also einen Zustand, in dem man zugleich traumhaft entrückt und sich seiner hellwach bewusst ist, bezeichnet. Doch am Abgrund des Inzestes, zu dem es allerdings nicht kommt, lässt er sein Experiment scheitern. Es ist ein richtungweisender Traum, der nicht zu erschüttern ist und Utopie bleiben muss. Der offene Romanschluss führt beide Geschwister in ein ungewisses Dunkel. Die irri- ge Hoffnung auf ein „tausendjähriges Reich“ hat sich endgültig zerschlagen. Das entspricht durchaus Musils Überzeugung, dass er keine endgültige Antwort finden kann, weil es im menschlichen Leben einfach keine endgültigen Lösungen gibt. Deshalb vermag Dichtung allenfalls nur Teilvorschläge zum richtigen Leben anzubieten und nur Vorläufiges zu erreichen. – Nach den unendlichen Mühen, die dem großen Denker und Dichter sein einzigartiger Roman bereitet hat, kommt er zu der nüchternen Einsicht: „Ohne Geist gebe es kein richtiges menschliches Leben, mit zuviel Geist gebe es aber auch keins. Auf dieser Überzeugung ruht ganz und gar unsere Kultur.“

Trotz dieser tiefgründigen Einsicht enthebt Musil den Menschen nicht der Aufgabe, ja sogar der Pflicht, die Lösung für den rechten Weg seines Lebens zu finden. Wörtlich schreibt er: „Wir werden geboren, um uns unser Königreich selbst zu schaffen!“ Dabei wird er von der Gewissheit geleitet, dass die entscheidenden Dinge sich über den Verstand hinweg vollziehen und dass die wirkliche Größe des Menschen im Irrationalen wurzelt. Alle, die Großes erreicht haben, waren beseelt von der Liebe zur Musik, zum Gedicht, zu Form, Zucht, Religion und Ritterlichkeit. In diesem Sinne verlangt er eine Umkehr: „Münchhausens Posthorn war schöner als die fabrikmäßige Stimmkonserve, der Siebenmeilenstiefel schöner als ein Kraftwagen, Laurins Reich schöner als ein Eisenbahntunnel, die Zauberwurzel schöner als ein Bildtelegramm.“ Musil warnt beschwörend vor der Verarmung der Seele durch das fortschrittliche Wissen des Verstandes, das Wirklichkeit gewinnt, aber dafür Phantasie und Traum verliert. Als Beispiel führt er noch einmal an, dass es wesentlich schöner sei, dem Gesang der Vögel zu lauschen und ihn zu verstehen, als eine tierpsychologische Studie über die Ausdrucksbewegungen der Vogelstimme anzufertigen. Denn das Erträumen des Möglichen sei durchaus dazu angetan, die noch nicht erwachten Absichten Gottes zu erahnen oder aufzuspüren.

Wir wissen heute zuviel und merken nicht, wie der Verstand unser Leben tyrannisiert. „In alle Gehirne hat sich das Verlangen gelegt, immer vernünftiger zu werden, mehr denn je das Leben zu rationalisieren und zu spezialisieren, und zugleich das Unvermögen, sich denken zu können, was aus uns werden soll, wenn wir alles erkennen, zerteilen, typisieren, in Maschinen verwandeln und normen.“ Denn wenn man „einmal mit Logik beginnt, wo ein Gedanke von selbst aus dem vorangehenden folgt, weiß man zum Schluss nie, wie das endet.“ Deshalb fordert Musil, dass man sich nicht alles gestatten darf. „Eine Zeit, in der alles erlaubt ist, hat noch jedes Mal die in ihr gelebt haben unglücklich gemacht. Zucht, Enthaltbarkeit, Ritterlichkeit, Musik, die Sitte, das Gedicht, die Form, das Verbot, alles das hat keinen tieferen Zweck, als dem Leben eine eingeschränkte und bestimmte Gestalt zu verleihen. Es gibt kein grenzenloses Glück. Es gibt kein großes Glück ohne große Verbote... Die Grenze ist das Geheimnis der Erscheinung, das Geheimnis der Kraft, des Glücks, des Glaubens und der Aufgabe, sich als winziger Mensch in einem Universum zu behaupten... Man ahnt in erhabenen Stunden die senkrechte Strenge des Alls. Die Kunst der Erhebung über das Wissen muss neu geübt werden!“ – Dieses Bewusstsein ist jedoch in der heutigen Zeit verloren gegangen. In unserem Zeitalter entspricht das Gefühl der Begehrlichkeit der vermeintlichen Kultur des Verstandes. Kein anderes Gefühl verdrängt so sehr alles Seelische und richtet sich so eindeutig nur auf seinen Zweck. Das macht Musil an der Natur des Geldes deutlich und scheut dabei keineswegs den Vergleich mit der Natur des Tieres. Wie diese die Fortpflanzung anstrebt, will auch jene lediglich die Vermehrung. In dieser raffgierigen Ichsucht erkannte er schon früh die verführerische Melodie der modernen Menschheit. Deshalb entlarvte und verwarf er den Kapitalismus als die Organisation dieser Ichsucht nach der Rangordnung der Kräfte, sich Geld zu verschaffen.

Interessanterweise gibt er aber der Gesellschaft und der Staatsform der Demokratie eine Mitschuld. Er nennt unsere Zeit unphilosophisch und feig, weil heute niemand den Mut hat zu entscheiden, was wert und was unwert ist. Stattdessen greift man zum Stimmzettel, mit dem man eben „so oder auch anders“, also allenfalls im Sinne einer quantitativen Mehrheit wählt. Wohin das jedoch führt, kann er nur ironisch anprangern: „Wir bestimmen ja schon jedes Jahr unser sexuelles Ideal, die Schönheitskönigin, mit dem Stimmzettel“. Infolgedessen fasst Musil den Wertekanon der „Demokratie, auf das knappste ausgedrückt“, wie er sagt, in der Parole zusammen: „Tu, was geschieht!“ Er glaubt, „die Demokratie erzieht weder Denker, noch Tatmenschen, sondern Schwätzer.“ Es ist nur folgerichtig, wenn er daran die Frage anknüpft: „Warum überlassen wir unsere Seele...Politikern, die sich nicht das Geringste daraus machen, in allen geistigen Fragen erklärte Ignoranten zu sein?“ Er fürchtet den Mangel an großen Persönlichkeiten und richtungweisenden Vorbildern und prophezeit deshalb eine düstere Zukunft, in der ein Restbestand an Geistigem nur noch „über das Laufbrett der Journalistik kommen“ wird. Denn man liebt nicht mehr das Besinnliche, sondern begnügt sich mit dem ordentlichen Nacheinander von Tatsachen, in deren Chaos man sich irgendwie schon geborgen fühlt. Und die Leute, die nur wirtschaftlich denken, verlieren spätestens in der zweiten oder dritten Generation ihre Phantasie und bringen dann nur noch einwandfreie Verwalter, Villenbesitzer, Jagdliebhaber und dekadente Schwiegersöhne hervor.

Als Alternative zu diesem düsteren Bild gehört aber auch die Überzeugung, die wörtlich lautet: „Zur Aufstellung von grundlegenden Lebensidealen gehört eine so durchdringende Lebens- und Menschenkenntnis und zugleich eine so heroische Überwindung der Leidenschaften und der Selbstsucht, wie das im Lauf der Jahrtausende nur ganz wenigen Persönlichkeiten beschieden war. Und diese Lehrer der Menschheit haben zu allen Zeiten die gleiche Wahrheit bekannt.“ Sie unterliegt ganz sicher nicht dem Fortschritt, sondern wurzelt ausschließlich im Herzen.

Nun kann und darf ein Vortrag über Robert Musil nicht mit einem Dogma enden. Im 30. Kapitel vom „Mann ohne Eigenschaften“ heißt es: „Ein Wissender weiß, dass nichts wahr ist und die ganze Wahrheit erst am Ende aller Tage liegt.“ Als Romancier hatte er die Möglichkeit, sich in die Fülle seiner Romanfiguren aufzuteilen, die wahrscheinlich nur im Chor seine Wahrheit widerspiegeln. Deshalb kommt es bei Zitaten auch immer darauf an, von wem sie stammen, um ihre scheinbar apodiktische Wahrheit als Teilwahrheit zu relativieren.

Gemeinsam ist allerdings in allen Teilen des Ganzen die eindrucksvolle Wortgewalt des Autors, der sich mit Sicherheit in Augenhöhe mit Thomas Mann bewegt.

Wie bei ihm überwiegt auch bei Musil – im Gegensatz zu Kafka – das Schriftstellerische das Dichterische, also statt der schlichten Sprache einer

einfachen Bilderwelt erwarten den Leser häufig subtile Denkprozesse in höchst anspruchsvollen Satzgefügen.

Ein ganz besonderes Augenmerk muss jedoch am Schluss noch der feinsinnigen Ironie des Dichters gelten, die sein ganzes Werk als eine einzigartige Kostbarkeit begleitet. So kennzeichnet er den dichtenden Schützling einer engagierten Dame mit den Worten: „Begabt, jung, unfertig. Sein Erfolg und diese Frau werden ihn verderben. Bei uns werden ja schon die Säuglinge verdorben, weil man ihnen sagt, dass sie fabelhafte Instinktmenschen seien, die durch eine intellektuelle Entwicklung nur verlieren könnten. Er hat manchmal schöne Einfälle, aber er kann nicht zehn Minuten warten, ohne einen Unsinn zu sagen.“ Musil mochte das expressionistische Pathos seiner jüngeren Kollegen nicht und parodiert hier Franz Werfel in der Person seines Dichters Feuermaul.

Eine zweifellos attraktive Nymphomanin verspottet Ulrich mit den Worten: „Dort, wo schöne Frauen früher ein Feigenblatt hatten, hat sie ein Lorbeerblatt!“

Die aseptisch akademische Sprechweise ihres Mannes in der Ehe, die ihn für sie schließlich unausstehlich werden lässt, öffnet Agathe vor ihrem Bruder wie ein lustiges Schulkind nach: „Kannst du denn nicht einsehen, liebe Agathe, dass das Denken auch eine moralische Aufgabe ist? Sich konzentrieren bedeutet eine stete Überwindung der eigenen Bequemlichkeit. Und geistige Zucht bedeutet jene Disziplinierung des Geistes, vermöge welcher der Mensch immer mehr in den Stand gesetzt wird, längere Gedankenreihen unter beständigem Zweifel gegen die eigenen Einfälle...“ Das Maß wird jedoch vollends voll, wenn dieser verheiratete Professor selbst auf dem Tennisplatz eine derart gestelzte Sprache beibehält: „Wenn ich beim Erlernen des Tennisspiels zum ersten Mal meinem Schläger absichtlich eine bestimmte Stellung gebe, um dem Ball von dessen Flug ich bis dahin befriedigt war, nunmehr eine bestimmte Richtung zu verleihen, greife ich in den Verlauf der Erscheinung ein. Das heißt: Ich experimentiere!“ – Die eigentliche Pointe besteht jedoch darin, dass Agathe auf die neugierige Frage ihres Bruders, ob Hagauer denn gut spiele, nur lakonisch antwortet: „Ich schlage ihn sechs zu null.“

Wer sich stolz auf seine Vorfahren beruft, beweist nur, dass sie wohl bedeutender waren als er selbst. Infolgedessen hält Musil auch nicht viel von Stammbäumen und Ahnenreihen. Wenn jemand seine Eltern sucht, erfährt er: „Zunächst hat er zwei, und das ist unbezweifelbar; bei den Großeltern aber sind es schon zwei zum Quadrat, bei den Urgroßeltern zwei zur Dritten und so fort in einer sich mächtig öffnenden Reihe, die sich nirgends bezweifeln lässt, aber das merkwürdige Ergebnis hat, dass es am Ursprung der Zeiten schon eine fast unendliche Anzahl von Menschen bloß zu dem Zweck gegeben haben müsste, einen einzigen der heutigen hervorzubringen... Schweren Herzens muss man also auf eine persönliche Ahnenreihe verzichten und annehmen, dass man >ab irgendwo< gruppenweise gemeinsam abstamme.“ – Noch größer als gegen Stammbäume ist allerdings Musils Abneigung gegen die Titel- und Ordenssucht Kakaniens. Als typischer Vertreter seiner Zeit hat Ulrichs Vater natürlich alles

selbst für den Fall seines Todes gewissenhaft vorbereitet und testamentarisch festgelegt. Sein letzter Wille ist dabei vor allem auf das Ritual seiner Aufbahrung gerichtet. Beim Defilee der Trauergäste am offenen Sarg sollen selbstverständlich seine sämtlichen Orden auf seiner Brust prangen. Da diese aber von den Erben der kaiserlichen Kabinettskanzlei zurückzustellen sind, hatte der Todgeweihte sich Duplikate anfertigen lassen, jedoch verfügt, dass der Umtausch erst erfolgen dürfe, kurz bevor der Sarg geschlossen werde. Die Maßnahme galt insbesondere seinem juristischen Intimfeind, damit der Glanz der echten Orden ihm noch nachträglich das erfolgreiche Überleben im Rechtsstreit wenigstens trüben möge.

Durch die genaue Beschreibung der Fakten erreicht Musil, dass sich ihre Hohlheit selbst offenbart. Überzeugender kann sein Nicht-mehr kaum bestätigt werden. Man muss den einzigartigen Roman Robert Musils eigentlich ganz kennen, um durch eine Re-Lektüre seinen tiefgründigen Gehalt zu begreifen und seine Köstlichkeiten wirklich genießen zu können; denn das ist dann auch im Detail möglich und nimmt dem Leser die anfängliche Scheu vor dem wahrhaft gigantischen Unterfangen. Aber es lohnt sich!